

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ronja Von Rönne

Heute ist leider schlecht

Beschwerden ans Leben

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

**Warum es
schlimm
ist**

Warum ich wütende Texte schreibe

Wenn ich an meine Kindheit denke, erinnere ich mich nur an Millionen Kieferorthopädenbesuche und AOL-CD-Roms. Das waren Umsonst-CDs, mit denen man sich ins Internet einwählen konnte. Vom Internet wussten wir wenig, aber wir ahnten, dass es höchstens halb so glänzend und bunt wie die AOL-CDs sein konnte. Das Internet war egal. Die AOL-CDs waren es nicht.

Sie lagen überall aus. Beim Edeka bekam ich nicht, wie andere mir mit leuchtenden Augen erzählten, eine Scheibe Wurst, über deren Herstellung man später furchtbare Dinge erfahren würde, nein, ich bekam eine AOL-CD.

»Willst du noch eine AOL-CD?«, fragte die Kassiererin, und ich antwortete:

»Aber ja, solch eine wunderbare AOL-CD, wer weiß, wenn die anderen hundert kaputtgehen, habe ich noch eine zum Ersatz. Gib her das Ding.«

Meine Kindheit war ein leeres Zimmer in Oberbayern, in dem tausend AOL-CDs und eine Zahnspangendose lagen. Später, als mir das zu langweilig wurde, spielte ich einfach, dass die Zahnspangendose auch eine AOL-CD ist.

Nie habe ich gespielt, dass die CDs Ufos wären oder wenigstens Telekom-CDs, ich wollte nicht phantasievoll sein, ich wollte einfach nur noch mehr AOL-CDs. Ich wollte alle. Man braucht hohe Erwartungen, sonst kann man nicht enttäuscht werden.

Irgendwann schmiss meine Mutter sie alle weg. Rums und

klirr-klirr in den Hausmüll. Ich sprach kein Wort mehr mit ihr, packte schweigend meine Siebensachen und zog aus, um fürderhin missverständliche Texte in großen Zeitungen zu publizieren.

»Die Wut, woher kommt denn die Wut in Ihren Texten«, werde ich gefragt. Ein- oder zweimal habe ich ehrlich darauf geantwortet.

»Meine Mutter hat meine Reklame-CDs weggeworfen.«

»Ach so, hm«, sagt die Reporterin.

»Wirklich. Jede Einzelne«, sage ich.

Dann sagen wir beide nichts und denken an bessere Zeiten. Vielleicht liegen sie ja bei ihr in der Zukunft. Für mich sind »bessere Zeiten« nur eine vage, glitzernde Erinnerung mit Loch in der Mitte.

Gedruckt worden ist meine Antwort übrigens nie, stattdessen stand dann später da, dass ich eben einen »schrägen Humor« habe. Dabei stimmt das nicht. Schräger Humor ist, wenn man seine Mitschüler erschießt und auf die Frage nach dem »Warum« antwortet:

»I don't like mondays.«

Das ist schräger Humor. Das hier ist der letzte Satz. Und das war eine Lüge.

Keine Gnade am Morgen

Ich wache oft gegen vier Uhr morgens auf. Meistens, weil ich keine Luft bekomme. Um vier Uhr morgens eine Panikattacke zu bekommen ist sehr praktisch, denn sonst verpasst man nicht viel. Die Geschäfte haben geschlossen, die Exfreunde ihr Handy im Flugmodus.

Weil aber auch die schönste Panikattacke nicht für immer ist, will die Zeit bis zur Morgendämmerung genutzt werden. Also erledige ich, ganz die Generation Produktiv, all die Dinge, zu denen ich sonst so selten komme. Ich starre in mein finsternes Zimmer und denke über Mahngebühren nach, stelle mir den Tod vor und führe imaginäre Gespräche mit Menschen, die mir verhasst sind. Ich male mir die Zukunftsangst aus. Ich stelle mir vor, wie in meinem Kopf ein Tumor wächst. Spätestens, wenn die Sonne aufgeht, weiß ich, welche Fehlentscheidungen in meinem Leben mich zu dem gemacht haben, was ich heute nicht bin.

Unfair ist, dass nach dieser Tortur erst der Tag beginnt, das Einzige, was vielleicht noch schlimmer ist als der Morgen. Grässlich viele Stunden warten grinsend darauf, genutzt zu werden. Weil es aber hell ist, und weil man in der Uni sitzt, und weil es starken Kaffee gibt, kann ich mich tagsüber sehr gut mit meinen moralischen Verfehlungen, meiner Unproduktivität und meinem destruktiven Lebensstil arrangieren.

Das Schöne ist, dass sich die Zeit von ganz allein verlebt. Ich muss gar nichts tun. Ich kann mit einer Scheibe Toast auf

meinem Grabstein sitzen und warten. Aber weil ein Grabstein sehr unbequem ist, wache ich häufig nachts auf und muss darüber nachdenken, warum ich meine kurze Erdenzeit nicht sinnvoller genutzt habe. Alles ist sehr schlimm.

Wie bringe ich mein Haustier um?

»Komm, wir hängen die Wäsche auf!«

»Nö.«

»Geh wenigstens mal von Facebook runter.«

»Nope.«

So geht das schon seit Tagen. Ich komme zu gar nichts mehr. Das Diffuse ist bei mir eingezogen, kräht in meinem Zimmer herum und macht mir Sorgen. Es veranstaltet Tennisturniere für seine Freunde in meinem Hinterkopf. Ich nehme nie teil, verliere aber trotzdem. Sagt es. Das Diffuse reißt meinen Kleiderschrank auf, schmeißt alles durcheinander, schmiert sich Lippenstift ins Gesicht und verkleidet sich wahlweise als Furcht oder Versagensangst. Gerade trägt es einen BH in Doppel D, was völlig albern aussieht, weil weder das Diffuse noch ich große Brüste haben.

»Wer bin ich jetzt?« Es grinst feist.

»Weiß nicht. Ein Komplex?«

»Och, Mensch, das war zu einfach.« Das Diffuse zieht sich beleidigt zurück in die Ecke und liest mir aus meinem Tagebuch mit elf vor.

»Guck mal, du wolltest damals schon Autorin werden!«

»Weiß ich.«

»Und was ist seitdem so schiefgegangen?« Das Diffuse brüllt vor Lachen, kippt eine Flasche Aldi-Whiskey und grabbelt an meinem Handy rum, um selbstmitleidige SMS an Verfllossene zu tippen.

Ich schlage ihm einen Spaziergang vor. Draußen scheint die Sonne. Es schüttelt den Kopf.

»Wusstest du, dass Sonnenschein die Nummer-eins-Ursache für Hautkrebs ist?«

Ich zerre es aus dem Haus. Wir gehen Richtung Rewe. Ich will was Schönes kochen, für uns beide. Ich lege eine Aubergine in den Korb. Das Diffuse nimmt sie wieder heraus. Ich lege sie wieder hinein. Das Diffuse guckt zornig und schmeißt vier Stangen Discounterkippen in den Korb. Ich resigniere.

Es nervt zusehends. Das Diffuse hat viele ärgerliche Angelegenheiten. Zum Beispiel, Redensarten falsch zu verwenden.

»Jetzt macht doch keine Mücke aus einem Elefanten! Alles ist viel schlimmer, als es tatsächlich scheint!« Es verdreht die Augen. Dann rennen wir beinahe nach Hause, denn, erzählt das Diffuse ganz euphorisch, zu Hause sei der WLAN-Empfang viel besser, außerdem könne man in Jogginghosen herumliegen. Ich gebe nach.

Das Diffuse legt sich in mein Bett. Es sieht eigentlich ganz zahm aus, wie es sich da zusammenrollt. Es kann kaum noch die Augen offen halten, als ich mich dazulege.

»Ich bin wie das Sams«, murmelt es noch, »nur dass ich jeden Tag da bin und keiner mich mag.«

Im Halbschlaf greift es nach meiner Hand. »Du verlässt mich doch nicht, oder?«

Ich gucke es an, streiche ihm ein Haar aus dem Gesicht. Wie könnte ich.

Interview mit Marcel Reich-Ranicki

Ich habe mich zu einem Interview mit Marcel Reich-Ranicki verabredet. Er gibt mir die Hand und entschuldigt sich, dass er nicht kommen konnte. Draußen scheint die Sonne, als wir im Holodeck Platz nehmen. Die Realität sitzt zwei Tische weiter, guckt mürrisch und trinkt Zitronenlimonade.

SUDELHEFT: Es ist wirklich schade, dass wir uns heute nicht unterhalten können –

REICH-RANICKI: Ich glaube, Sie lesen zu wenig Zeitung. Sonst wüssten Sie, dass ich gar nicht mehr lebe. Man kann nicht einfach als Toter zu Interviews aufkreuzen. Das brächte alles durcheinander.

SUDELHEFT: Aber ich interviewe lieber Tote, die twittern nicht.

REICH-RANICKI *versonnen*: Manchmal ist eine Schreibblockade für den Leser ein Segen, das wollen wir nicht vergessen.

SUDELHEFT: Sie machen mir sogar als Toter noch Angst –

Die Realität schlürft missbilligend den Rest ihrer Zitronenlimonade und setzt sich eine Sonnenbrille auf.

REICH-RANICKI: Sie werden albern.

SUDELHEFT: Mir ist das irgendwie unangenehm, ich habe das schon groß angekündigt, ein Interview mit Reich-Ranicki,

das gab es ja nun ewig nicht mehr, und jetzt sitze ich hier alleine –

REICH-RANICKI: Aber hier ist man nie alleine. Sehen Sie, da läuft Jean-Luc Picard! Ich glaube, wenn ich ein anderer Mensch wäre, wäre ich ein großer Star-Trek-Fan. Bis auf die Voyager-Folgen, die sind Quatsch.

SUDELHEFT: Möchten Sie einen Earl-Grey-Tee?

REICH-RANICKI *lässt den Blick in die Ferne schweifen*: Mich stört die gewollte Metaebene in diesem Text massiv. Bei Wikipedia steht, dass ich eine realistische Literatur favorisiere.

Die REALITÄT holt aus und wirft ihr Glas nach uns: ENDLICH SAGT ES MAL EINER! MICH GIBT ES AUCH NOCH!

SUDELHEFT: Aber die Realität muss doch nicht immer in Texten die größte Rolle spielen. Ich finde das aufdringlich.

REICH-RANICKI: Ich muss jetzt gehen. Es ist immer so schwer, Orte zu verlassen, an denen man noch nie war.